Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 58 (1978)
Heft: 11

Artikel: Mundart und Hochsprache in unseren Schulen
Autor: Thomke, Hellmut
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163454

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HELLMUT THOMKE

Mundart und Hochsprache in unseren Schulen

Wir Deutschschweizer gehen gewöhnlich von der Annahme eines einfachen Gegensatzes zwischen Mundart und Schriftdeutsch aus. Es sei gleich vorweggenommen, dass diese übliche Gegenüberstellung zwar für unser Verhältnis zur Hochsprache sehr aufschlussreich ist, dass aber eine derartige Zweiteilung Überlegungen zu einer sinnvollen Ausbildung in den verschiedenen Registern der deutschen Sprache nicht zugrunde gelegt werden darf. Wir pflegen zu sagen, jemand *spreche Schrift*deutsch, und tatsächlich tun wir Schweizer das gewöhnlich auch. *Doch ist dies eigentlich eine sprachliche Perversion sondergleichen, und vielleicht haben wir darin die wesentliche oder doch eine der wichtigen Ursachen unseres gestörten und verkrampften Verhältnisses zur Hochsprache zu erkennen.* Gestört ist unsere Beziehung zur gesprochenen Hochsprache, weniger zur geschriebenen. Was in unserem Lande geschrieben wird, darf sich gewöhnlich sehr wohl im ganzen deutschen Sprachgebiet sehen lassen. Unserem gesprochenen Hochdeutsch hingegen merkt man deutlich an, dass wir es nur mit Vorbehalten oder mit Widerwillen gebrauchen. Es ist in der Regel mehr oder weniger verkrüppelt, lautlich verzerrt und – was schlimmer ist – unrhythmisch; und vor allem verwenden wir es in einer Weise, die nicht situationsangemessen ist. Selbst wenn wir an sich ein besseres Deutsch sprechen könnten, scheuen wir aus Angst vor Unnatürlichkeit und abgeschreckt von «hyperkorrektem» Gebrauch davor zurück. Dieses Verhalten des Deutschschweizers wäre weiter nicht schlimm, wenn nicht darunter die Formen des sprachlichen Umgangs und die Möglichkeiten der Verständigung zu leiden hätten. Solche Störungen der Kommunikation sind jedoch keine Seltenheit, auch wenn wir das bedauerlicherweise in unserer Selbstgerechtigkeit manchmal nicht wahrhaben wollen. Es gibt Deutschschweizer, die grundsätzlich nicht nach Deutschland reisen – nicht etwa, weil sie etwas gegen die Deutschen hätten, sondern weil sie lieber nicht Hochdeutsch sprechen möchten. Erstaunlich viele (und zwar durchaus auch Akademiker) antworten in ihrer Mundart, wenn sie von Ausländern hochdeutsch angesprochen werden; sie stellen sich erst widerwillig um, wenn es nicht zur Verständigung kommt (falls das Gespräch nicht einfach abgebrochen wird). Dass das Zusammenleben der verschiedenen Sprachgruppen in der Schweiz unter ähnlichen sprachlichen Taktlosigkeiten der Deutschschweizer zu leiden hat, ist oft genug festgestellt worden; die nöti-

gen Folgerungen hat man daraus nur selten gezogen. Wenn uns welsche Miteidgenossen gelegentlich den Vorwurf machen, unsere Sprache sei barbarisch, so wäre dieser Vorwurf ungerecht, wenn man ihn auf die alemannischen Mundarten beziehen wollte; trifft er aber unser Sprachverhalten, so ist ihm leider eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen.

Die Kluft zwischen Mundart und Hochsprache ist im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte grösser geworden. Wäre das Bedürfnis nach politischer und kultureller Abgrenzung als Hauptursache für die Vergrösserung dieser Kluft zu betrachten, dann hätte sich die Abneigung gegen die gesprochene Hochsprache gerade in diesem Zeitraum zurückbilden müssen. Folglich muss es noch andere wesentliche Ursachen geben. Ich vertrete seit langer Zeit die Auffassung, dass unsere Schulen, ohne es zu wollen, diese Abneigung geradezu systematisch erzeugen. Sie tun es wegen der sprachwissenschaftlich und kulturpolitisch zuwenig durchdachten Grundlegung des Sprachunterrichts. Falsche didaktische Überlegungen und mangelhafte sprachliche Ausbildung der Lehrer sind mitverantwortlich für unser gestörtes Verhältnis zur Hochsprache. Gewiss ist dies nicht die einzige, aber ganz sicher eine wichtige Ursache; sie wirkt auf die Wertung der verschiedenen Ausprägungen deutscher Sprache und auf die Registerwahl in unseren Sprachverwendungssituationen entscheidend ein.

Im folgenden seien einige Fakten genannt, die man unbedingt beachten müsste, von denen jedoch deutschschweizerische Lehrer erfahrungsgemäss kaum eine Ahnung haben. Die gesprochene und die geschriebene Hochsprache (oder Standardsprache, wie seit einiger Zeit die Sprachwissenschaftler auch zu sagen pflegen) sind zwei sich deutlich voneinander unterscheidende Erscheinungsformen der deutschen Sprache. Zwar stehen sie in wechselseitiger Beziehung, und die geschriebene bleibt auf die gesprochene angewiesen, wenn sie nicht erstarren soll. Die besondere Prägung der gesprochenen Sprache ist durch die sprachwissenschaftliche Forschung der jüngsten Zeit deutlicher als früher herausgearbeitet worden. Gesprochene Sprache ist in Kommunikationsformen eingebettet, für die wesentlich andere Bedingungen gelten als für die schriftliche Verständigung. Ferner ist zu beachten, dass es im deutschen Sprachgebiet zwischen den Dialektformen und der Standardform gesprochener Sprache eine Fülle von abgestuften Zwischenregistern gibt, nämlich die Umgangssprachen. Diese stehen, grob dargestellt, im Norden der Standardsprache und im Süden dem Dialekt näher. Die schweizerischen Mundarten weisen höchst verschiedenartige Beziehungen zu den deutschen Umgangssprachen auf und schliessen sich, wie z. B. der Wortschatz zeigt, keineswegs immer an die benachbarten im Süden Deutschlands an. Für das ganze deutsche Sprachgebiet galt bis vor kurzer Zeit: Je förmlicher und feierlicher die

Sprachverwendungssituation ist, desto mehr nähert man sich der Standardsprache an; daneben kann die Wahl des Registers an die Bildung und an die soziale Schichtzugehörigkeit gebunden sein. Von diesen Regelungen der Sprachregisterwahl wich die deutschsprachige Schweiz lange Zeit kaum ab. In den letzten Jahren hat sich dies wesentlich geändert, worauf ich im nächsten Abschnitt eingehe. Annäherung an die Standardsprache bedeutet in Deutschland keineswegs immer, dass auf landschaftliche Einfärbung verzichtet werde. Es gibt viele gebildete Deutsche, die sich der mundartlichen Klänge in ihrer Umgangssprache keineswegs schämen und die sich der Zwischenregister je nach Situation und Gesprächspartner natürlich und gewandt bedienen. Man braucht z. B. nur zu beobachten, wie elegant und unbekümmert ein Münchner seine bayrisch geprägte Umgangssprache verwendet. Von dieser Natürlichkeit, Gewandtheit und Eleganz besitzt das Schriftdeutsch, das der Deutschschweizer spricht, in der Regel nichts! Dagegen wird es aber leicht zur Quelle unfreiwilliger Komik.

Die gegenwärtige Mundartwelle hat dazu geführt, dass in der alemannischen Schweiz in immer weiteren Bereichen auf das gesprochene Hochdeutsch zugunsten des Dialekts verzichtet wird. Dieser ist uns vertraut, wir vermögen ihn natürlich und ausdrucksvoll zu sprechen, und er ist nicht durch unangenehme Erfahrungen «negativ besetzt». An öffentlichen Anlässen, in den Massenmedien, in den Kirchen wird in zunehmendem Masse der Mundart der Vorzug gegeben. Auch Wirtschaft und Werbung haben sie entdeckt. Vor allem aber greift sie in den Schulen aller Stufen bis hinauf zu den Universitäten in einem Masse um sich, das längst den Bestimmungen der Lehrpläne widerspricht. Wie sehr die Mundart in der Schule an Boden gewonnen hat, ist den älteren Generationen oft noch gar nicht bewusst. Es sind nicht mehr nur einige bestimmte Fächer wie Turnen oder Handarbeiten, in denen die Lehrer und Schüler Schweizerdeutsch sprechen. Es gibt nicht wenige Lehrer, die in ihrem Unterricht fast ausschliesslich die Mundart verwenden, zum Teil, weil sie die Hochsprache kaum mehr beherrschen. Schon recht häufig wird der Fremdsprachenunterricht auf der Grundlage des Dialekts aufgebaut, weil der Lehrer an lebendige gesprochene Sprache anknüpfen möchte und Hochdeutsch nicht als solche betrachtet. Auch im Musikunterricht glaubt man vielerorts aus der Mundart Nutzen ziehen zu können. Neuere Unterrichtsformen wie Gruppenunterricht und Projektarbeit begünstigen die Mundart ebenfalls.

Wenn wir im folgenden diese Entwicklung zu bewerten versuchen, so wollen wir zuerst mit aller Entschiedenheit festhalten, dass vieles daran sehr erfreulich ist. Wo die Mundart vorherrscht, kann die Hochsprache nicht mehr missbraucht werden, um künstliche Schranken zwischen Lehrer und Schüler aufzurichten, um den Abstand zwischen beiden zu unter-

streichen und den Vorsprung des Lehrers im sprachlichen Können und Wissen hervorzuheben. Der Umgangston wird menschlicher, natürlicher, kameradschaftlicher, ohne dass er zu falscher Anbiederung führen müsste. Die Hemmungen der Schüler, an einem Gespräch teilzunehmen, nehmen ab, und die Verständigung in einer Klasse oder Gruppe geht leichter vonstatten. Das steife, manchmal überkorrekte oder betuliche Lehrerdeutsch verschwindet. In der Mundart kann ein wirklich persönliches Gespräch zwischen Lehrer und Schüler zustande kommen; sie unterstützt daher auch die Individualisierung des Unterrichts. Im Gruppengespräch, das sie selber leiten, werden sich die Schüler aus eigenem Antrieb nie der Hochsprache bedienen; es würde die Arbeitsbereitschaft töten, wollte hier der Lehrer die Mundart verdrängen. *Das Vordringen der Mundart im Unterricht ist aus diesen Gründen als Zeichen einer erfreulichen Individualisierung und Demokratisierung der Schule zu werten. Ihr Gebrauch lässt sich auch von der modernen Didaktik des muttersprachlichen Unterrichts her rechtfertigen; denn diese fordert, dass der Sprachlehrer von natürlichen Sprechsituationen ausgehen oder diese zumindest nachbilden müsse. Für deutschschweizerische Verhältnisse ergibt sich daraus unweigerlich die Folgerung, dass sich der muttersprachliche Unterricht an die Mundart anzuschliessen habe; nur diese wird nämlich als natürliches Mittel der Verständigung empfunden, da sie ja unser Alltagsleben beherrscht. Die Mundart gewinnt auf diese Weise eine echte Funktion in der Schule und dient nicht mehr bloss der Sprachpflege im Heimatstil.*

Ausser diesen pädagogischen und didaktischen Überlegungen lassen auch allgemeinere, kulturpolitische Gesichtspunkte die Aufwertung der Mundart als begrüssenswert erscheinen. Wir haben die gegenwärtige schweizerische Mundartwelle nicht ausschliesslich als eigenständige Erscheinung in der deutschen Schweiz zu betrachten. Vielmehr müssen wir auch an den Zusammenhang mit jenen Entwicklungen denken, die fast überall in Europa die Vielfalt der Sprach- und Volksgruppen wieder stärker hervortreten lassen. Allenthalben versuchen sich regionalistische und autonomistische Bewegungen durchzusetzen, manchmal in Verbindung mit sozial benachteiligten Gruppen, deren Selbstbewusstsein (auch in sprachlicher Hinsicht) gestiegen ist. Es ist dies offenbar ein Zeichen dafür, dass das einheitsstaatlich-nationalistische Denken im Zusammenhang mit den europäischen Einigungsbestrebungen geschwächt und der Herrschaftsgedanke durch einen demokratischen Föderalismus abgebaut worden ist. Erstaunlicherweise hat der zentralistische Staat, der sich aus dem Absolutismus, dem Gedanken der volonté générale oder modernen totalitären Ideen herleitete, selbst dort das Wiedererwachen autonomer Kräfte nicht zu verhindern vermocht, wo er auf eine lange Geschichte der Gleichschal-

tung zurückblicken konnte; die Beispiele Frankreichs und Spaniens beweisen es. Noch verwunderlicher mag es auf den ersten Blick erscheinen, dass sich dies alles im Rahmen einer Industriegesellschaft mit ihren nivellierenden Tendenzen und ihrer weltwirtschaftlichen Verflechtung vollzieht. Für ein Land wie die Schweiz, deren Wesen so tief im Föderalismus und in der kulturellen Vielfalt begründet ist, die aber zugleich auf enge weltwirtschaftliche Beziehungen angewiesen ist, muss dies ausserordentlich beruhigend sein.

Neben diesen kulturpolitisch sehr erwünschten Tendenzen, welche die Ausbreitung des Mundartgebrauchs begünstigen, gibt es allerdings eine Reihe von fragwürdigen Erscheinungen, die uns zur Besinnung veranlassen und vor einem Wildwuchs der Mundartbewegung warnen sollten. Allein schon die militanten Töne, die immer häufiger laut werden, erwecken Bedenken: «Mundart im Vormarsch», «Siegeszug des Dialekts» und ähnliche Äusserungen kann man immer häufiger hören und lesen. Die terroristischen Konsequenzen der Autonomiebewegungen, wie wir sie in Irland, im Baskenland, auf Korsika und anderswo erleben, scheinen auf den ersten Blick mit dem militanten kleinbürgerlichen Provinzialismus (der leider die Mundartbewegung mitbestimmt oder in den sie hineinzuführen droht) nichts gemeinsam zu haben. Äussert sich aber nicht in beiden Bewegungen neben einem wohlbegründeten Rechtsanspruch letztlich auch ein *erschreckender Mangel an Urbanität?* Die schon erwähnte ungenügende Verständigungsbereitschaft des Deutschschweizers im Umgang mit Ausländern oder mit unseren Romands und Tessinern, die zwar das Hochdeutsche, nicht aber die alemannischen Mundarten beherrschen, ist gewiss ein Zeichen fehlender Urbanität. Dass Mundartliteratur provinzialistisch sein müsse, hat man mit gutem Grund bestritten; aber hat man dabei nicht doch eher an die grossen Ausnahmen gedacht? Man darf durchaus die neuen und lebendigen Ausdrucksmöglichkeiten bewundern, welche die zeitgenössische Mundartliteratur erschlossen hat, indem sie sich von den Bindungen an sentimentale Heimatdichtung löste. Aber man wird dabei nicht vergessen dürfen, dass in der Literaturgeschichte aller Völker in der Regel eine überregionale Gemeinsprache, eine urbane Gesellschaft und ein grossräumiger Literaturmarkt Voraussetzungen für die Entstehung hoher Literatur waren. Soll das kulturpolitische Ideal der alemannischen Schweiz wirklich Krähwinkel oder vielmehr «Hinterfultigen» bzw. «Merligen» heissen? Ist nicht im Gegenteil in einer Zeit der unabdingbaren europäischen Einigung und der weltweiten Zusammenarbeit die Bereitschaft zur Verständigung über die Grenzen kleinräumiger politischer und kultureller Landschaften hinweg lebenswichtig? Müsste sie nicht mit dem Sinn für Eigenart und Mannigfaltigkeit aufs engste verbunden werden? Neben der

Aufgeschlossenheit für Fremdsprachen wäre doch wohl in gleichem Masse eine Beweglichkeit in den verschiedenen Registern unserer Primärsprache, die immerhin eine der wichtigsten Kultursprachen in Ost und West ist, zu fordern und zu entwickeln. Statt dessen droht uns heute die gesprochene Hochsprache verlorenzugehen; das wird unvermeidlich zur Folge haben, dass uns künftig auch die Schriftsprache fremder anmutet.

Die gegenwärtige Entwicklung in unserem Verhältnis zur Hochsprache wäre im Grunde nur unter einer ganz bestimmten Voraussetzung sinnvoll, nämlich dann, wenn wir Deutschschweizer die Absicht hätten, aus unseren Mundarten eine deutschschweizerische Nationalsprache zu entwickeln und uns damit aus dem übrigen deutschen Sprachgebiet in der Art auszugliedern, wie es vor einigen Jahrhunderten die Niederländer getan haben. Das würde aber bedeuten, dass sich die schweizerischen Mundarten weit stärker als heute vermischen müssten und dass ihre Vielfalt weitgehend verlorenginge. Lohnt sich dieser Preis? Als sich die Schweiz 1648 endgültig aus dem Verband des Deutschen Reiches löste, verzichtete sie im Gegensatz zu Holland und Flandern auf die Ausbildung einer eigenen Nationalsprache; vielmehr gaben die eidgenössischen Orte gerade in jenem Zeitraum mehr und mehr die bis dahin verwendete alemannische Schriftsprache auf und schlossen sich in Kanzlei und Literatur der deutschen Gemeinsprache an, die auf der Grundlage der uns fremden ostmitteldeutschen Dialekte entstanden war. Sollen wir ausgerechnet heute diese Entwicklung rückgängig machen? Westschweizer und Tessiner würden uns darin nicht verstehen und uns einen solchen Schritt kaum verzeihen, haben sie doch höchstens an den Sprachgrenzen die Gelegenheit, schweizerdeutsche Dialekte zu erlernen.

Tatsächlich verfolgt heute kaum jemand bewusst eine derartige Absicht. Dann aber ergeben sich aus den vorangehenden kulturpolitischen Überlegungen eine Reihe von wichtigen Konsequenzen für die Schule. Vor allem müsste sich diese endlich eine wohlgegründete schweizerische Didaktik der gesprochenen Hochsprache einfallen lassen. Sie müsste alles tun, um zu verhindern, dass unser Hochdeutsch verkrüppelt, papieren wird, unangemessene Verwendung findet, einen Schulgeruch bekommt, unter Umständen als Bildungsprivileg angesehen wird und aus all diesen Gründen Abneigung erzeugt. Ein wesentliches Ziel des muttersprachlichen Unterrichts in der deutschen Schweiz sollte es sein, die gesprochene Hochsprache möglichst früh zum natürlichen Besitz möglichst vieler Deutschschweizer zu machen. Grosse Beweglichkeit im Wechsel zwischen Mundart und Hochsprache wäre anzustreben. Dies muss keineswegs zur sprachlichen Entfremdung, zum «Schwöbele» und zum Verrat an der «eidgenössischen Seele» führen, wie man immer wieder befürchtet. Gerade die

Natürlichkeit im Gebrauch der Hochsprache würde zur Folge haben, dass selbst bei gepflegter Verwendung schweizerischer Tonfall, alemannische Einfärbung und Herzlichkeit nicht verschwänden. Unsere Tagesschausprecher beweisen tagtäglich am Fernsehen, dass dies möglich ist (wenn ihnen nicht der schriftsprachliche Text einen Streich spielt). Was in der Tagesschau erreicht wurde, bleibt vorerst Ausnahme, ist Leistung ausgebildeter Sprecher, könnte aber durchaus zum sinnvollen, wenn auch nur annähernd zu verwirklichenden Leitbild in anderen Bereichen werden.

Auf welchem Wege diese Ziele in der Schule erreicht werden könnten, haben sich die Didaktiker des Deutschunterrichts noch kaum überlegt. Wo eine Diskussion über die Stellung von Mundart und Hochsprache im Unterricht stattfand (etwa in der Auseinandersetzung um die hessischen Rahmenrichtlinien in Deutschland), waren Vorurteile und heftige Emotionen mit im Spiel; auch kamen in einseitiger Weise fast nur soziolinguistische Gesichtspunkte zur Geltung. *In der modernen Didaktik, die von natürlichen Sprechsituationen ausgeht, ist bisher das Problem der Hochsprache in Gebieten, die nur die Mundart als Umgangssprache kennen, nicht gründlich diskutiert worden. Auf diesem Gebiete könnte und müsste die Didaktik in der deutschsprachigen Schweiz Pionierarbeit leisten.* Man wird gut daran tun, sich dabei an *Otto von Greyerz* zu erinnern. Die schweizerische Mundartbewegung und -literatur hatte ihm zur Zeit der ersten Mundartwelle in unserem Jahrhundert ausserordentlich viel zu verdanken. Gleichzeitig aber bemühte sich von Greyerz in seinen Schriften zum Deutschunterricht und in seinen Sprachschulen um die Förderung der deutschen Hochsprache, und zwar in einem Masse, wie es seither kaum mehr ein bedeutender Sprachpädagoge unseres Landes getan hat. Unsere Sprachdidaktik in Theorie und Praxis ist, was das Verhältnis von Mundart und Hochsprache betrifft, z. T. weit hinter von Greyerz zurückgefallen. Otto von Greyerz, der Nachkomme des Weltreisenden und Revolutionärs Georg Forster und Therese Heynes, verband in einzigartiger Weise Weltaufgeschlossenheit und bernische Bodenständigkeit. Man hat sich leider allzu oft nur auf die letztere berufen.

Im Sinne einer Skizze seien im folgenden einige *Leitgedanken zum Sprachunterricht in der deutschen Schweiz* zusammengestellt; die Möglichkeiten der Verwirklichung wären zumindest teilweise zuerst zu erproben, und sprachwissenschaftliche Forschung müsste die entsprechenden Versuche begleiten:

1. Der Erwerb der gesprochenen Hochsprache – sie steht der Mundart näher als die Schriftsprache! – soll dem Lese- und Schreibunterricht vorangehen. Lesen und Schreiben setzen die Verinnerlichung der gesprochenen Hochsprache voraus; der Schulunterricht in der Schweiz dürfte sich

über diese sprachpsychologische Tatsache nicht noch länger hinwegsetzen. Nur wenn Lautgestalt und Rhythmus der Hochsprache und damit auch die semantisch bedeutsamen Intonationsmuster (sie sind Charakteristika von Sprachfunktionen bzw. Sprechakten) durch Hören und Nachahmen schon erworben worden sind, lässt sich vermeiden, dass im Lese- und Schreibunterricht ein aus Lauten, Silben und Wörtern mühsam zusammengestoppeltes «Schriftdeutsch» erlernt wird. Schon 1907 hat von Greyerz in seinem «Kinderbuch für schweizerische Elementarschulen» verlangt, dass die Schüler ohne vorausgehende Einführung in die Buchstabenwelt mit der Sprache durchs Ohr vertraut gemacht werden. Zweifellos liessen sich dadurch auch die Leseleistungen, die selbst bei gebildeten Schweizern oft erstaunlich schlecht sind, endlich verbessern.

2. *Die gesprochene Hochsprache soll spielerisch und in Handlungszusammenhängen erworben werden.* Der Kindergarten – zum Entsetzen der Pfleger eidgenössischen Gemüts (aber eigentlich in ihrem Interesse) sei es gesagt! – kann hier wichtige Vorarbeit leisten und die grosse sprachliche Nachahmungsfähigkeit und Spielfreude des Kleinkindes sinnvoll nutzen. Neben Liedern, Kinderreimen, Rätseln, Geschichten, darstellenden Spielen und Rollenspielen in der Mundart müssten auch hochsprachliche ihren Platz bekommen. Man sollte endlich mit dem Vorurteil aufräumen, nur in der Mundart seien gemüthafte Äusserungen möglich. Wer davon überzeugt ist, wird allerdings leicht eine gemütlose Hochsprache verwenden und zur Entwicklung des Widerwillens gegen sie beitragen. Da heute Schallplatten und Tonbänder mit Liedern, Geschichten und Hörspielen aus dem Leben vieler Kinder kaum mehr wegzudenken sind, wären auch auf diesem Gebiete die Möglichkeiten einer Erziehung zur Hochsprache zu erproben. (Natürlich können sie den lebendigen Erzähler und Sänger nicht ersetzen.) Dass die Schallplatten- und Tonbandproduktion für Kinder in der deutschsprachigen Schweiz ausschliesslich auf die Mundart festgelegt ist, muss ohnehin aus verschiedenen Gründen als fragwürdig erscheinen. Einmal abgesehen von den vielen läppischen Blödeleien und unnatürlichen Erzeugnissen, kann die Vermischung der Mundarten, welche diese Tonträger zur Folge haben, den wirklichen Mundartfreunden nur ein Dorn im Auge sein; oft genug tritt übrigens dabei eine im mundartlichen Gewande verkleidete Schriftsprache zutage. Der Versuch, Schweizer Kinder von Einflüssen aus dem übrigen deutschen Sprachgebiet abzuschirmen, ist angesichts der Macht des Fernsehens sinnlos. Eine Abschirmung, wie sie durch die Platten- und Tonbandhersteller versucht wird, kann allerdings leicht den Eindruck zur Folge haben, die deutsche Hochsprache sei die Sprache der Krimis, Wildwest- und Science-Fiction-Filme. Dass man nun auch noch dazu übergegangen ist, den «Struwwelpeter» einzuzürchern und klas-

sische Werke der Jugendliteratur wie etwa die Bücher Erich Kästners, die so sehr auch von einem bestimmten Lokalkolorit leben, auf fragwürdige Weise einzuschweizern, zeugt nicht gerade von spracherzieherischer Einsicht. Gerade literarische Erzeugnisse, die von der Fiktion leben, würden übrigens eine gewisse Verfremdung durch die Hochsprache sehr wohl ertragen.

3. *Vom Kindergarten an müssten während der ganzen Schulzeit Umsetzungsübungen von der Mundart in die Hochsprache und umgekehrt gemacht werden.* Wiederum ist auf von Greyerz zu verweisen, der solche Übertragungen gefordert und uns auch Übungsbeispiele zur Verfügung gestellt hat, weil er den Sinn eines kontrastiven Sprachunterrichts klar erkannte. Ansätze zu einem derartigen Unterricht gab es in unseren Schulen durchaus; aber er ist nie ernst genug betrieben worden – zum Schaden der Mundart und der Hochsprache! Erst vor einigen Jahren ist die Bedeutung des kontrastiven Unterrichts in Mundartgebieten wieder entdeckt worden, ohne dass das schon ins allgemeine Bewusstsein der Lehrer gedrungen wäre.

4. *Voraussetzung für einen Erfolg der skizzierten Arbeitsweise wäre eine Umstellung in der Lehrerausbildung,* damit die verkrüppelte Gestalt der Hochsprache nicht von Generation zu Generation weitergegeben und die «negative Besetzung» nicht stets aufs neue erzeugt wird. Lehrer aller Stufen müssten lernen, der Mundart mehr und sinnvoller zu dienen, als dies heute geschieht, zugleich aber auch der gesprochenen Hochsprache gerecht zu werden. Die sprachwissenschaftliche Ausbildung müsste die Lehrer in die Eigenart der gesprochenen Sprachregister einführen, den Sinn für Sprachvarianten fördern und vor allem auch die Erkenntnisse der pragmatischen Sprachwissenschaft bezüglich der Sprachverwendung, der sprachlichen Umgangs- und Verständigungsformen für den Schulunterricht fruchtbar machen.

5. Sowenig wie in den Fremdsprachenfächern lässt sich bei älteren Schülern im Deutschunterricht der Erwerb und Gebrauch der gesprochenen Hochsprache ausschliesslich nach den Grundsätzen eines reinen «situativen Sprachunterrichts» organisieren. Künstliche Übungsgelegenheiten lassen sich nicht vermeiden, da nun einmal in der deutschen Schweiz die Mundart das natürliche alltägliche Verständigungsmittel ist. Übungen brauchen keineswegs etwas Langweiliges und Abstossendes zu sein, vorausgesetzt, dass die Lehrer ihre Aufgabe erkennen, den Schülern klar zu machen, warum sie die Hochsprache beherrschen und wann sie sie verwenden sollten.

Entscheidend bleibt bei allen Bemühungen die Einsicht, dass wir in sprachlichen Dingen einen urbaneren Geist nötig haben!